

Predigt über Markus 12,28-34

10. Sonntag nach Trinitatis, 9. August 2015, St. Matthäuskirche

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Von Zeit zu Zeit, liebe Gemeinde, ist es gut, sich auf das Wesentliche zu besinnen. Das gilt nicht zuletzt für den christlichen Glauben. Was sind seine wesentlichen Grundlagen, worauf können wir uns beziehen im Wandel der Zeiten, was ist unverzichtbar, was macht den Kern unseres Glaubens aus, verleiht ihm seine Struktur und seine Inhalte, macht ihn erkennbar und damit auch unterscheidbar von anderen Religionen und nicht-religiösen Überzeugungen? Es ist wichtig, sich darüber von Zeit zu Zeit klar zu werden, denn der christliche Glaube geht nicht auf in ethischem Engagement oder politischer Stellungnahme – so wichtig es auch ist, dass das christliche Bekenntnis öffentlich zur Sprache gebracht wird. Der 10. Sonntag nach Trinitatis, der auch den Namen „Israelsonntag“ trägt, bietet eine hervorragende Gelegenheit zum Nachdenken über das Zentrum unseres Glaubens, das wird am Predigttext für den heutigen Sonntag sofort deutlich.

Was ist das höchste, das wichtigste, das vornehmste Gebot? so wird Jesus von einem Schriftgelehrten gefragt. Vielleicht will der ihn testen. Nach alledem, was man von Jesus hört, kann der Verdacht aufkommen, er stünde nicht mehr so ganz auf dem Boden des jüdischen Glaubens an den einen Gott. Hatte er nicht das jüdische Gesetz doch sehr frei

interpretiert? Hatte er sich nicht angemaßt, selbst Repräsentant Gottes zu sein und in seinem Namen sogar Sünden zu vergeben? Konnte man ihm noch über den Weg trauen oder war es nicht reichlich suspekt, was er sich herausnahm? Nun denn, mag sich der Schriftgelehrte gedacht haben, machen wir die Probe aufs Exempel: Fragen wir ihn, wie er es hält mit dem Glauben an den einen Gott. Damit traf er den entscheidenden Punkt: Was Jesus antworten würde auf diese Frage, musste erkennen lassen, ob er sich noch im Rahmen des jüdischen Glaubens an den einen Gott bewegte.

Unverzichtbar war und ist diese Glaube. Für Israel, Gottes auserwähltes Volk, ebenso wie für uns Christen. Nicht zufällig steht darum das Bekenntnis zu dem einen Gott im Mittelpunkt des heutigen Gottesdienstes. Aber der Vorstoß des Schriftgelehrten zieht weitere Fragen nach sich: In welchem Verhältnis stehen der christliche und der jüdische Glaube zueinander, wie steht die Kirche zu Israel? Wir glauben an denselben Gott – den Gott Israels, den Herrn der Welt, der Himmel und Erde erschaffen hat. Daran kann kein Zweifel sein, und doch sind damit nicht einfach alle Probleme erledigt. Viele Fragen tun sich vielmehr erst auf, wenn dieses gemeinsame Bekenntnis gesprochen ist – Fragen, die für uns Christen sehr wichtig sind, damit wir nicht auf Abwege geraten, wenn wir über die Grundlagen unseres Glaubens nachdenken.

Manchmal ist es gut, sich auf das Wesentliche zu besinnen. Grund dazu gibt es genug. Immer wieder, bis in die jüngste Zeit hinein, wird die Verwurzelung des christlichen Glaubens in der Geschichte Israels und im Bekenntnis zu dem einen Gott in Frage gestellt. Immer wieder wird versucht, den christlichen Glauben ohne das Judentum oder sogar in Gegensatz zu ihm zu begründen, die Bedeutung der Schriften Israels herunterzuspielen, das Alte Testament gegenüber dem Neuen als zweitrangig abzuwerten. Christlicher Glaube würde damit aufgeben, was

ihn seit seinen Anfängen trägt. Der Glaube an Gott – was anderes kann er sein als der Glaube an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, an den Gott, der Israel aus Ägypten geführt und ihm am Sinai sein Gesetz als Weisung zum Leben mit auf den Weg gegeben hat?

Die Antwort Jesu kommt darum alles andere als überraschend. Auf die Frage des Schriftgelehrten zitiert er das „Sch<sup>e</sup>ma Jisrael“. Jeder Jude kennt es, damals wie heute, es ist das Grundbekenntnis Israels: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, der Herr ist ein einziger“. Gott sollen wir lieben, von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Verstand und aller unserer Kraft. Jesus zitiert die Worte, die Mose dem Volk mitgegeben hat, als es im Ostjordanland versammelt war, bevor es in das heilige Land einzog. Eine denkwürdige, eine einschneidende Situation in der Geschichte Israels, von grundlegender Bedeutung für alles, was dann folgen sollte. Die Weisungen Gottes wurden dem Volk noch einmal vorgelegt, als Verpflichtung für das Leben im gelobten Land, als Weisung für alle Zeit. Es geht dabei weniger um die Historizität als um die Symbolik dieser Situation: dem Volk wird eindringlich vor Augen gestellt und ins Herz geschrieben, woran es sich ausrichten soll und worauf es sich verlassen kann in den wechselnden Situationen seiner Geschichte. Gott schließt mit ihm einen Bund. Er will ihr Gott sein, sie sollen sein Volk sein. Keinen anderen Göttern sollen sie nachlaufen, den Bund mit Gott nicht verlassen, seine Weisung in ihr Herz aufnehmen, Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele – das ist das höchste, das wichtigste, das vornehmste Gebot.

Ein zweites Gebot tritt dem an die Seite: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Auch dieses Gebot findet sich im Alten Testament, wenn auch an anderer Stelle als das zuerst genannte. Die christliche Überlieferung hat beide Gebote zusammengestellt zum sogenannten „Doppelgebot der Liebe“.

Im Gespräch Jesu mit dem Schriftgelehrten aus dem Markusevangelium erzählt kommt also die feste Verwurzelung Jesu im Glauben an den Gott Israels zum Ausdruck. Geradezu euphorisch stimmt der Schriftgelehrte darum Jesus zu und bekräftigt seine Worte. Nur der Gott Israels, so betont er noch einmal, ist wahrhaft Gott und keiner sonst. Er wiederholt sogar noch einmal das von Jesus Gesagte und betont, die Liebe zu Gott sei mehr als alle Brand- und Schlachtopfer. Selten sind sich Jesus und ein jüdischer Gesprächspartner so einig gewesen wie in dieser Episode. Schon das ist bemerkenswert genug.

Warum aber gibt es dann überhaupt Kontroversen zwischen Judentum und Christentum über den Glauben an den einen Gott – ja man könnte sogar noch weiter gehen und fragen: Warum haben sich Judentum und Christentum überhaupt getrennt, wenn es doch Einigkeit im Wesentlichen, im Glauben an den einen Gott, gibt? Wenn Konsens über das höchste, das wichtigste, das vornehmste Gebot besteht – kann dann nicht anderes zurückstehen?

So einfach ist es natürlich nicht, das wissen wir aus der Geschichte des Christentums und des Judentums, das wissen wir auch aus dem Neuen Testament. So harmonisch wie hier geht es selten zu, auch im Neuen Testament selbst, und, ja, es ist auch wahr: Mit dem Bekenntnis zu dem einen Gott, dem Gott Israels, sind nicht einfach alle Fragen im Verhältnis von Judentum und Christentum, von Israel und Kirche, erledigt.

Jesus beansprucht für sich, diesen Glauben in seiner eigenen Autorität zur Geltung zu bringen. Er reklamiert für sich, die jüdische Thora so auszulegen, wie sie eigentlich gemeint ist. Am deutlichsten kommt das in der Bergpredigt zum Ausdruck, wenn dort dem Gebot aus den Schriften Israels jeweils das „Ich aber sage euch“ Jesu entgegengestellt wird. Was Jesus zu sagen hat, steht dabei gar nicht notwendig im Gegensatz zur Weisung aus den Schriften Israels. Provokativ ist vielmehr, dass er für

sich in Anspruch nimmt, die Thora so auszulegen, dass in ihr der Wille Gottes hörbar wird. Woher hat er diese Vollmacht, was berechtigt ihn zu einem solchen Auftreten?

Der unerhörte Anspruch Jesu kommt auch zur Geltung, wenn er Sünden vergibt und damit etwas tut, was eigentlich Gott selbst vorbehalten ist, oder wenn er sein eigenes Wirken als den Anbruch der Herrschaft Gottes auf der Erde deutet. Ja, es ist nicht zu verkennen: Sein Auftreten war in hohem Maße provozierend. Es provozierte seine jüdischen Zeitgenossen, es polarisierte, und es stellte vor die Frage: Was hat es mit diesem Jesus von Nazareth auf sich? Ist er tatsächlich der, der er vorgibt zu sein? Wirkt er tatsächlich im Namen Gottes – oder ist er ein Scharlatan, ein Unruhestifter, ein Provokateur?

An Jesus schieden sich die Geister. Das war damals so, das ist heute nicht anders. Diejenigen, die in ihm den von Gott Gesandten sahen, die seinen Anspruch akzeptierten, sich in die Nachfolge riefen ließen und ihr Leben an seinen Worten ausrichteten, hielten daran auch fest, als er einen grausamen Tod am Kreuz starb – hingerichtet durch die Römer, wohlgemerkt, nicht etwa durch die Juden, wie christliche Polemik schnell behauptete. Zum Bekenntnis zu dem einen Gott, dem Gott Israels, trat darum das Bekenntnis zu Jesus Christus. In seinem Licht wurde nunmehr auch das Bekenntnis zu Gott verstanden, die Schriften Israels erschlossen sich auf neue Weise. Sie wurden zu Zeugnissen des Glaubens nicht nur an den Gott Israels, sondern auch an Jesus Christus. Ist die schöne Harmonie zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten also trügerisch? Haben sie sich nur deshalb so gut verstanden, weil sie die strittigen Punkte ausgeklammert haben? Können sich Juden und Christen überhaupt auf eine gemeinsame Grundlage berufen, wenn sie doch dieselben Schriften offenbar ganz unterschiedlich lesen – mit und ohne das Bekenntnis zu Jesus Christus?

Der Israelsonntag, liebe Gemeinde, ist derjenige Sonntag im Kirchenjahr, an dem wir über diese wichtige Frage nachdenken. Und natürlich ist uns dabei bewusst, auf welchem sensiblen Terrain wir uns dabei bewegen, in Deutschland mehr als irgendwo anders auf der Welt. Die Geschichte des christlichen Antijudaismus ist lang, die Ermordung von Millionen jüdischer Menschen durch das Naziregime ein unfassbarer Akt der Barbarei und der Unmenschlichkeit. Daran muss heute erinnert werden, davon darf das Nachdenken über das Verhältnis von Juden und Christen niemals absehen, hier in Deutschland schon gar nicht. Diese Erinnerung bewahrt uns vor unsensibler Sprache und undifferenzierten Urteilen. Sie bewahrt uns aber auch davor, alte Vorurteile wieder aufleben zu lassen, etwa denjenigen einer angeblichen Überlegenheit des Christentums über das Judentum oder einer angeblichen Minderwertigkeit des Alten Testaments gegenüber dem Neuen. Unterschätzen wir nicht, wie schnell solche verheerenden Vorurteile wieder aufleben können, auch in unseren Tagen.

Aber es ist nicht nur dieser geschichtliche Kontext, der uns dazu nötigt, das Verhältnis unseres Glaubens zu den Schriften Israels und des Judentums sorgfältig zu bedenken. Die Quellen des christlichen Glaubens selbst sind es, die uns vor diese Aufgabe stellen. Die Christusbotschaft richtete sich von Anfang an an alle Menschen und ging damit über die Grenzen Israels hinaus. Neue Gemeinschaften aus Juden und Nicht-Juden entstanden, ihre Kennzeichen waren das Bekenntnis zu Jesus Christus, Taufe und Abendmahl. Gelten für diese Gemeinschaften die an Israel gerichteten Texte einfach weiter? Mose hat Israel auf die Gebote Gottes verpflichtet. Können wir das einfach als an uns Christen gerichtet lesen? So einfach ist es ganz offensichtlich nicht, denn viele der Gebote – etwa die Einhaltung des Sabbats, die Beschneidung oder die Speisegebote – werden in christlichen Gemeinden ja gerade nicht als

verbindliche Gebote Gottes betrachtet. Schon der Apostel Paulus, selbst ein zu Jesus Christus bekehrter Jude, war der Meinung, dass das Gesetz für diejenigen, die „in Christus“ sind, nicht mehr verpflichtend sein kann, weil an seine Stelle der Glaube an Jesus Christus tritt.

Haben wir es bei dem Gespräch zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten also mit einer vorschnellen Einigkeit zu tun? Werden hier die eigentlich schwierigen Punkte einfach ausklammert, ist der Konsens eine schwankende Brücke, über die man lieber nicht gehen will? Christen sehen in Jesus den Messias, mit dem sich die Hoffnungen auf das Heil Gottes, erfüllt haben. Juden tun das nicht. Darin liegt der entscheidende Unterschied zwischen Judentum und Christentum. Als Christen bekennen wir, dass Gott sich in Jesus Christus offenbart hat und der Glaube an ihn zum Heil führt. Was aber wird dann aus Israel, Gottes auserwähltem Volk?

Der Apostel Paulus geht dieser Frage im Römerbrief intensiv nach. Sie hat ihn umgetrieben, ihm keine Ruhe gelassen, denn es war für ihn *die* zentrale Frage. Wie kann es sein, dass Gott in Jesus Christus allen Menschen sein Heil angeboten hat und zugleich Israel, sein auserwähltes Volk, dies nicht erkennen will und einen eigenen Weg geht? Paulus hat darauf letztlich keine Antwort gefunden. Sein Ratschlag lautet, dies als ein Geheimnis Gottes zu betrachten, Ausdruck seines unergründlichen Reichtums und seiner unausforschlichen Urteile. An einem aber hat Paulus dabei keinen Zweifel gelassen: dass auch Israel, Gottes auserwähltes Volk, am Ende gerettet werden wird.

Am Israelsonntag, liebe Gemeinde, steht eines der zentralen Themen des christlichen Glaubens im Mittelpunkt. Christliche Kirche und Theologie haben sich oft nicht leicht getan mit einer Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von christlichem und jüdischem Glauben, von Kirche und Israel. Es gehört zu den bleibend wichtigen Aufgaben, sich

mit dieser Frage intensiv und sensibel zu befassen. In der übernächsten Woche findet hier ein Berlin eine Sommeruniversität zum Thema: „Der Eine und die Vielen. Messiaskonzeptionen im Judentum und im Christentum“ statt. Es wird darum gehen, welche Vorstellungen vom „Messias“ es im Judentum gab und gibt und wie der christliche Glaube an Jesus als den Messias, den Christus, diese Erwartungen aufgenommen hat. Die Sommeruniversität wird damit auf ihre Weise die Verwurzelung des christlichen Glaubens im Judentum deutlich machen – und zugleich die ganz eigene Aufnahme und Deutung jüdischer Überzeugungen im Christentum vor Augen zu führen.

Das Gespräch Jesu mit dem Schriftgelehrten stellt die gemeinsame Grundlage des jüdischen und des christlichen Glaubens heraus. Auf dieser Grundlage gestalten wir das christlich-jüdische Gespräch im gegenseitigen Respekt vor der jeweils anderen Glaubensüberzeugung. Wo aber ist dann die Wahrheit? Darauf antwortet sehr schön ein kleiner Text des jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber:

„Wir warten alle auf den Messias. Die Christen glauben, er ist bereits gekommen, ist wieder gegangen und wird einst wiederkommen. Ich glaube, dass er bisher noch nicht gekommen ist, aber dass er irgendwann kommen wird. Deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag: Lassen Sie uns gemeinsam warten. Wenn er dann kommen wird, fragen wir ihn einfach: Warst du schon einmal hier? Und dann hoffe ich, ganz nahe bei ihm zu stehen, um ihm ins Ohr zu flüstern: ‚Antworte nicht‘.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.